

## Die Knabengemeindeschulen der Stadt Basel in den Jahren 1825-1835

Autor(en): Johann Wahrmund Hess

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1889

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c3584e83-6804-43a7-a628-8fe963d23ffd>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



## Die Knabengemeinschaften der Stadt Basel in den Jahren 1825—1835.

Von J. W. Bess.



Un der Hand verschiedener handschriftlicher Quellen und unterstützt von eigenen Jugenderinnerungen soll im Folgenden versucht werden, ein Bild von dem Zustande und der Einrichtung der Knabengemeinschaften der Stadt Basel zu entwerfen, wie sich dieselben zwischen den Jahren 1825 bis 1835 uns darstellen. Diese Arbeit ist die Fortsetzung einer frühern (abgedruckt im Basler Jahrbuch von 1884), worin ich mich bemüht habe, die Zustände der hiesigen Gemeinschaften überhaupt vor und während der Reorganisation der Jahre 1817 bis 1822 zu schildern. Wenn uns die Schilderung der letztern Jahre ein ziemlich düsteres Bild der damaligen Schulzustände vor Augen geführt hat, worin erst die Anfänge einer bessern Zeit sich bemerklich machen, so ist es um so erfreulicher, in der darauf folgenden Periode manchen Fortschritt namhaft machen zu können, welcher dank dem eifrigen Streben der von einsichtigen Behörden unterstützten Lehrerschaft in der Schule immer deutlicher zur Geltung kommt.

Während der Restaurationszeit, in den Jahren 1815 bis 1830, darf unter den Kantonen, welche nach dem Ablauf der

vorangegangenen kriegerischen Zeiten dem innern Ausbau des Gemeinwesens im allgemeinen und der Hebung der Schule insbesondere ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, der Kanton Basel mit in erster Linie genannt werden. Sämtliche Unterrichtsanstalten zu Stadt und Land erfuhren eine zeitgemäße Erneuerung und Umgestaltung. Die einer gewissen Lethargie verfallene Hochschule, damals die einzige im gesammten Vaterlande, erhielt eine den Bedürfnissen der Neuzeit angemessene Organisation und durch Berufung von namhaften Gelehrten neue Belebung. Die Gründung des Pädagogiums füllte eine zwischen dem Gymnasium und der Universität bestehende Lücke auf zweckentsprechende Weise aus. Das Gymnasium erfuhr durch Veränderung des Unterrichtsganges und der innern Einrichtung eine wesentliche Verbesserung. Die Errichtung einer Realschule kam dem Bedürfnisse derjenigen Eltern entgegen, welche für ihre Söhne einen kürzern, unmittelbar ins praktische Leben überleitenden Unterrichtsgang wünschten. Die städtischen Gemeindeschulen erhielten ein auf das Schulamt vorgebildetes und mit der Anwendung der neuern Unterrichtsmethoden vertrautes Lehrpersonal und zum Theil ganz neue Lokalien. Die Landschulen endlich wurden verbessert, und durch Errichtung eines pädagogischen Seminars, welches unter die Leitung eines tüchtigen, um die Hebung des Schulwesens höchst verdienten Geistlichen (Pfarrer J. J. Bischoff in Muttenz) gestellt ward, that der Staat sein möglichstes, um einen tauglichen Lehrerstand heranzubilden. Kurz, auf allen Gebieten des Schulwesens herrschte ein lebendiger Wettstreit, neue Bahnen einzuschlagen und den Anforderungen gerecht zu werden, welche die Reformatoren auf dem Gebiete der Pädagogik und in unserm Vaterlande namentlich Männer wie Pestalozzi und Pater Girard an die Lehrer und Erzieher des heranwachsenden Geschlechtes gestellt hatten.

Aus diesem reichen Rahmen greifen wir ein kleines Stück heraus und verweilen etwas eingehender bei den städtischen Knabengemeinschaftsschulen.

Außer den drei Mädchengemeinschaftsschulen mit je einem Lehrer und einer Arbeitslehrerin bestanden in den zwanziger und dreißiger Jahren in Basel vier Gemeinschaftsschulen für Knaben. Eine jede derselben zerfiel in eine untere und in eine obere Klasse, jede mit einem besondern Lehrer. Man sollte denken, die Schülerzahl dieser acht Schulklassen müsse eine erheblich größere gewesen sein, als sie in unserer gegenwärtigen Zeit ist. Damit verhält es sich aber nicht also. Neben Klassen mit allerdings 85, 84 und 82 Schülern begegnen wir solchen mit 49, 43 und 42, sogar mit 29, 27, ja einmal selbst nur mit 20 Schülern. Die durchschnittliche Schülerzahl in allen acht Gemeinschaftsschulklassen betrug in den sechs Jahren von 1828 bis 1833 jährlich 455, war also keineswegs viel größer als diejenige der heutigen St. Theodorschule, welche in gleichfalls acht Klassen gegenwärtig (im November 1888) 419 Schüler zählt. Die Bevölkerung der ganzen Stadt Basel belief sich am Anfang der dreißiger Jahre auf nicht ganz 20,000 Einwohner. Wem die oben genannte Durchschnittszahl 455 für eine solche Stadt als zu klein erscheinen sollte, den weisen wir darauf hin, daß damals neben den öffentlichen Schulen noch eine ganze Reihe von Privatschulen für Knaben bestanden, von denen die meisten von Kindern bemittelterer Eltern besucht wurden. Nur beiläufig mag hier erwähnt werden, daß es zur gleichen Zeit keine einzige neben den öffentlichen Gemeinschaftsschulen parallel einhergehende Privatschule für Mädchen gab, ein Verhältnis, das sich in unsern Tagen geradezu umgekehrt hat.

In der Frequenz der einzelnen Gemeinschaftsschulen und der verschiedenen Klassen bestanden merkwürdige Unterschiede. Am

meisten besucht waren die Unterklassen; weit schwächer war der Besuch der Oberklassen. Kleinbasel, welches heute verhältnismäßig das stärkste Schülerkontingent stellt, sandte vor 60 Jahren die kleinste Schülerzahl in die öffentliche Gemeindeschule. Dies hatte seinen Grund nicht sowohl in der etwas geringern Qualifikation der beiden Lehrer, welche am Ende der zwanziger Jahre an der kleinbaslerischen St. Theodorschule amtierten sondern rührte daher, daß manche Eltern, um kein Schulgeld bezahlen zu müssen, ihre Knaben in die im Klingenthal bestehende Armenschule schickten, deren Besuch unentgeltlich war. Uebrigens hob sich die Frequenz der St. Theodorschule sofort bedeutend, als im Jahre 1831 zwei tüchtige und bald beliebte Lehrer an die Stelle der beiden frühern waren gewählt worden. Aus dem auffallenden Unterschiede zwischen dem Besuche der Unter- und demjenigen der Oberklassen geht soviel hervor, daß viele Eltern sich für ihre Knaben mit dem alleinigen Besuche der Unterklasse glauben begnügen zu können. Andere Eltern meinten, für die Schulbildung ihrer Kinder genug gethan zu haben, wenn sie dieselben überhaupt nur die Gemeindeschule durchlaufen ließen. Lehrer und Schulbehörden klagten deshalb häufig darüber, „daß Kinder von zehn Jahren schon von den Eltern aus der Stadtschule herausgenommen würden und dann jeglichen weiteren Unterrichtes entbehrten, während doch das Gesetz die Eltern auf der Landschaft verpflichte, ihre Kinder bis ins zwölfte Jahr in die Schule zu schicken.“ An einem andern Orte lesen wir, „daß nicht selten Knaben aus den niedrigen Ständen, welche aus den Gemeindeschulen entlassen und ins Gymnasium oder die Realschule befördert worden, wegen angeblich allzuhohen Schullohnes oder aus noch nichtigeren Gründen in den letzteren Schulen nicht eingetreten seien und demnach unbeschult und verwahrlost umherstreichen.“ Erst mit der am Ende der dreißiger Jahre eintre-

tenden Verschärfung des Schulzwanges wurde diesem Uebelstande gründlich ein Ende gemacht.

Wenn wir uns die damaligen Gemeindegänger vergegenwärtigen und sie mit unsern heutigen Primarschülern vergleichen, so treten uns sowohl in der äußern Erscheinung als im ganzen Benehmen bedeutende Unterschiede entgegen. Der heutige Primarschüler, auch wenn seine Eltern der arbeitenden Klasse angehören, kommt gewöhnlich mit dem Hütchen auf dem Kopfe, den Schulsack am Rücken, bei Regenwetter mit einem Schirm, in der kältern Jahreszeit zum Ueberfluß mit einem dickwollenen Halstuch versehen, mitunter auch sorgsam in einen wärmenden Mantel oder Ueberrock gehüllt, zur Schule. Ist auch das Betragen unsrer Primarschüler nicht immer gerade ein musterhaftes zu nennen, so herrscht doch im allgemeinen in der Schule selbst und auf dem Schulwege Zucht und Ordnung. Das war vor 60 Jahren noch anders. Ich bin überzeugt, ein Gemeindegänger mit einem neumodischen Hut auf dem Kopfe wäre erbarmungslos dem Hohngelächter der ganzen Schülerschar verfallen. Schulsäcke, Regenschirme und gar Ueberzieher waren in den untern Schulen noch fast ganz unbekannte Dinge. Der Gemeindegänger von Anno dazumal wußte wie Diogenes ohne solche entbehrlichen Anhängsel auszukommen. Mit bloßem Kopf, nur bisweilen mit einer leichten Mütze angethan, die nebst andern Gegenständen bequem in der Hosentasche Platz fand, mit derbem Schuhwerk, besonders gern in den einen weithin schallenden Lärm erzeugenden Holzschuhen, wie solche die Färber zu tragen pflegten, das Buch und die Schiefertafel lose unterm Arm, oder höchstens mit einem Lederriemen zusammengebunden, der dann noch für andere Zwecke als taugliches Rüstzeug benutzt werden konnte, so kam er in die Schule. Straßen- und quartierweise hielten die Knaben zusammen. Mit den Kameraden wurden nach der Schule und an freien Nachmittagen

auf Gassen und Plätzen, die damals der Jugend noch fast ausschließlich angehörten, die Spiele der verschiedenen Jahreszeiten leidenschaftlich betrieben, ein wohlthätiges Gegenmittel gegen das lange Sitzen auf der Schulbank. Mit den Knaben anderer Quartiere aber bestand meist eine selten ruhende, bittere Fehde. Diese wurde nicht nur auf dem Schulwege, sondern auch in der Schule und im Schulzimmer, gewöhnlich aber auf den Schanzen und hinter der Ringmauer mit mannigfachen Waffen in fröhlichem Kampfe ausgefochten, wobei, wie bei den Helden Homers, dem Waffengang immer die herausfordernde, höhrende Rede voranging. Zu diesen Vergnügungen kamen am Anfang der dreißiger Jahre dann noch Extrazerstreuungen anderer Art. Ich denke hiebei nicht sowohl an die Belustigungen, welche die jährlich wiederkehrende Fastnachts- und Meßzeit boten, sondern an andere, für die Erwachsenen ernste und sorgenvolle, für die unbekümmerte Schuljugend aber doch im allgemeinen ergötzliche oder wenigstens höchst interessante Ereignisse: die wegen des Bürgerkrieges zwischen Stadt und Land häufig stattfindenden militärischen Uebungen und Musterungen; die kriegerischen Vorkehrungen an den Stadthoren und auf den Bollwerken und Verschanzungen; der Wach- und Patrouillendienst der Garnisonsoldaten und der Bürgermiliz; die durch den Stadttambour unter Trommelschall laut ausgerufenen obrigkeitlichen Bekanntmachungen und Proklamationen; endlich der Jung und Alt in Schrecken und Jammer versetzende Samstag der 3. August 1833, die darauffolgende Besetzung der Stadt durch eidgenössische Truppen und deren Einquartierung bei der Bürgerschaft, der Abzug der Garnisonsoldaten und die Räumung des Zeughauses — das Alles waren Anlässe genug, um in den leicht empfänglichen Gemüthern der Kinder die nachhaltigsten Eindrücke zu hinterlassen. Die Nachwirkung davon in der Schule konnte nicht anders, als die ohnedies schon schwierige Arbeit der

Lehrer beträchtlich vermehren. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn der Lehrer der von mir besuchten Oberklasse berichtet, daß er mit der Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit, mit der Unaufmerksamkeit und Zerstreuung, mit dem in der Natur der Knaben liegenden Mutwillen und unbändigen Wesen tagtäglich einen unausgesetzten Kampf habe führen müssen, und daß er klagt, die genannten Fehler seien immer die Klippe gewesen, woran sein bester Wille gescheitert sei, und denen er „wie ein Fels habe entgentreten müssen, damit sich einigermaßen legten diese stolzen Wellen.“

Ja, vor unserm Lehrer hatten wir alle, selbst die wildesten und unbändigsten, einen heilsamen Respekt, und so war es mehr oder weniger auch in den übrigen Gemeindeschulen. Denn die Lehrer waren nicht mehr wie im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts gebrechliche Greise und hinfällige Ruinen. Ein jüngeres, kräftigeres und energischeres Lehrgeschlecht war an deren Stelle getreten. Nicht mehr gab bei den Lehrervahlen das blinde Los den Ausschlag, wie es am Anfang des Jahrhunderts Uebung gewesen; die Inspektion ließ es sich angelegen sein, aus der auf die geschehene Ausschreibung hin sich meldenden Zahl der Bewerber den tüchtigsten auszuwählen. Die Petenten beschränkten sich nicht auf Stadt- und Kantonsbürger; auch Fremde meldeten sich, solche von jenseit des Rheines aus deutschen Gauen und Schweizer aus andern Kantonen; denn auch diese wurden damals noch mehr oder weniger als Fremde betrachtet. Die Bewerber mußten sich über ihre Befähigung ausweisen; sie hatten eine schriftliche Arbeit einzureichen und eine Probelektion abzuhalten. Die schriftliche Arbeit bestand aus einem von der Inspektion aufgegebenen, pädagogischen Thema, z. B.: Welches ist der Zweck und der Umfang des Sprachunterrichtes in Elementarschulen, und wie ist derselbe nach Form und Stoff zu behandeln?

In der Probelektion hatte sich der Bewerber über seine praktische Befähigung zur Ertheilung des Lese-, Sprach-, Schreib- und Rechenunterrichtes auszuweisen. Wenn am Ende dennoch in weitaus den meisten Fällen der Basler über den Fremden den Sieg davon trug, so muß man diesen Ausgang den damaligen Anschauungen und dem Umstande zu gute halten, daß in einzelnen Fällen die auf die Anstellung fremder Bewerber gesetzten Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen waren.

Die Anforderungen, die man in der Mitte der zwanziger Jahre an die Befähigung der Gemeindegullehrer stellte, waren keine sehr weit gehenden. Man berücksichtigte in erster Linie die praktische Befähigung; auf theoretisches Wissen wurde weniger Gewicht gelegt. Vom Unter- wie vom Oberlehrer verlangte man, daß beide einen sittlichen Wandel führten. Beide mußten im Schneiden der Niesfedern geübt sein. Der Unterlehrer sollte deutsche und lateinische Schrift mit Richtigkeit, Deutlichkeit und Ausdruck lesen können; man setzte ferner bei ihm eine hinlängliche Kenntniß der Lautiermethode und die Fertigkeit in der Anwendung derselben voraus. Das Deutsche sollte er deutlich und orthographisch richtig schreiben und den Elementarunterricht in der Muttersprache und im Schönschreiben auf eine zweckmäßige Weise zu ertheilen wissen. Die Einheits- und die Bruchtablelle mußte er kennen und im Kopf- und Zifferrechnen hinlängliche Fertigkeit besitzen, auch befähigt sein, im Rechnen der vier Spezies mit unbenannten und benannten Zahlen eine deutliche und gründliche Anleitung zu geben. In der richtigen und faßlichen Erklärung einzelner Begriffe endlich sollte er Geschicklichkeit an den Tag legen und den Lese- und Gedächtnisstoff jeweilen zu Verstandesübungen zu benutzen wissen.

Die an den Oberlehrer gestellten Anforderungen giengen nur in wenigen Punkten über dieses Maß hinaus. Im Rechnen

verlangte man von ihm die Bekanntschaft mit den Maßverhältnissen und mit der Dreisatzrechnung. Er sollte ferner biblische und andere lehrreiche Geschichten auf eine faßliche, den Verstand beschäftigende und das Gefühl ansprechende Weise behandeln können. Endlich wurde bei ihm außer dem richtigen, deutlichen und ausdrucksvollen Lesen des Deutschen und Lateinischen die Kenntniss nicht nur der deutschen, sondern auch der Anfangsgründe der lateinischen Grammatik vorausgesetzt und gefordert, daß er auch in den Elementen der lateinischen Sprache einen faßlichen und zweckmäßigen Unterricht zu erteilen vermöge. Seit der Schulreorganisation des Jahres 1817 begannen nämlich die Anfänge des Unterrichtes im Latein laut Forderung des Lehrplanes schon in der obern Klasse der Gemeindegeschule. Wenn sich die Behörde von dieser Einrichtung einen Gewinn für den spätern Unterricht in der deutschen Sprachlehre verhiieß, wie in den Akten irgendwo zu lesen steht, so erwies sich diese Hoffnung freilich als eine ganz vergebliche. Und mit vollem Recht. Ehe in der Muttersprache ein gewisses Fundament gelegt ist, wozu mindestens vier, wenn nicht fünf Jahre notwendig sind, sollte der Unterricht in einer fremden Sprache nicht begonnen werden. Wir finden es deshalb durchaus gerechtfertigt, daß die Lehrer selber mit dem verfrühten Lateinunterricht, wobei viele Mühe und Arbeit ganz umsonst aufgewendet wurde, nicht einverstanden waren. Auf ihre Vorstellungen hin lenkte die Schulbehörde ein. Im März 1827 wurde die Inspektion vom Erziehungsrate angegangen, ihre Ansichten und Vorschläge über Abschaffung des lateinischen Unterrichtes in der Gemeindegeschule zu äußern. Sie beantragte ohne Zögern, ihr Erlaubnis zu erteilen, das Latein aus dem Pensum sofort ausfallen und auf eine andere zweckmäßige Weise ersetzen zu lassen. Aber erst am 6. Dezember des genannten Jahres entschloß sich der Erziehungsrat dazu, der beantragten

Änderung seine Genehmigung zu erteilen. Die bisher dem Latein gewidmete Unterrichtszeit sollte hinfort dem Unterrichte in der Muttersprache zu gute kommen. Doch wurde ausdrücklich beigefügt, daß das Lesen der gedruckten und der geschriebenen lateinischen Schrift sowohl, als das Schreiben der letztern fernerhin in den Gemeindeschulen geübt werden solle. Mit dem Beginne des Schuljahres 1828 auf 1829 fiel also das Latein aus dem Pensum der Gemeindeschulen weg, und damit war ein bedeutender Fortschritt erreicht.

Der Unterlehrer hatte 26, der Oberlehrer 28 Stunden wöchentlich zu erteilen und zwar vormittags von 8—11 und nachmittags von 1—3 Uhr. Erst bei Anlaß der Reorganisation des Jahres 1839 wurde die Zeit des Nachmittagsunterrichtes auf die bequemerer Stunden von 2—4 Uhr verlegt. Noch später fand die Reduktion des Pensums der Oberklasse von 28 auf 26 Stunden statt, als im Jahre 1852 zwischen die beiden bisher bestehenden Klassen eine Mittelklasse eingeschaltet wurde. Damals ward es auch üblich, außer den von jeher frei gewesenem Samstag-Nachmittagsstunden den Nachmittag des Mittwochs frei zu geben. Vorher war in der Unterklasse der Donnerstag-Nachmittag frei gewesen.

Die übrige Freizeit war auf das bescheidene Maß von vier Wochen im Ganzen beschränkt. Außer den zusammenhängenden, zweiwöchigen Sommerferien, Hundsferien geheißten, bestanden die Ferien meist aus vereinzelt ganzen oder halben Tagen, die, mit peinlicher Genauigkeit zusammengezählt, endlich die bescheidene Zahl von vierundzwanzig freien Tagen während eines Schuljahres ausmachten. Wenn auch bei den Schulbehörden einer vorwiegend industriellen Handelsstadt wie Basel, deren Bewohner meist jahraus jahrein in ununterbrochener Thätigkeit an das Geschäft gebunden sind, im allgemeinen wenig Geneigtheit vorhanden

ist, der Schuljugend und der Lehrerschaft ein größeres Maß von Ferien zu gewähren, so scheint doch in den zwanziger Jahren der geringe Umfang der jährlichen Freizeit in den Gemeindegemeinschaften und die Last der den Lehrern auferlegten Schularbeit einigen Eindruck auf die genau rechnenden, kaufmännischen Gemüther der Herren Inspektoren und Erziehungsräthe gemacht zu haben. Als nämlich im Jahre 1824 die Gemeindegemeinschaften selber wegen der allzu kärglich bemessenen Sommerferien bei ihren Vorgesetzten in geziemender Form Vorstellungen erhoben, hatte der Erziehungsrat ein Einsehen. Zwar bei der im Gesetz vorgeschriebenen 14-tägigen Dauer der Sommerferien hatte es sein Verbleiben; allein alljährlich wurde auf das ehrerbietige, schriftliche Ansuchen der Lehrerschaft hin die Inspektion ermächtigt, eine Woche zuzulegen, bis endlich die dreiwöchige Dauer der Sommerferien im Gesetz von 1839 Aufnahme fand.

Rechnen wir zu der Jahresarbeit von mindestens 47 Schulwochen die zum Theil sehr große Schülerzahl in einzelnen Klassen hinzu, so werden wir zugeben müssen, daß das Amt eines Gemeindegemeinschaftenlehrers keine Sinekure war. Dazu kam noch, daß jede Klasse in zwei Unterabtheilungen zerfiel. In der einen saßen die Anfänger samt den wegen mangelnder Begabung zurückgebliebenen ältern Schülern, in der andern die fortgeschrittenen. Beide Abtheilungen — einzelne Lehrer hatten sogar deren drei — wurden in einigen Fächern gemeinschaftlich, in andern gesondert unterrichtet. In letztem Falle mußte der Lehrer dafür sorgen, daß alle Schüler angemessen beschäftigt und gleichzeitig beaufsichtigt wurden. Diese Einrichtung war für die Schüler insofern von großem Vortheil, als durch die öftere Wiederholung und durch das damit verbundene häufige Anhören desselben Gegenstandes Vieles fester eingeprägt, besonders aber daß bei der stillen Beschäftigung der einen Abtheilung die schriftliche Uebung

von derselben unausgesetzt betrieben werden mußte. Für den Lehrer brachte allerdings die gleichzeitige Führung zweier, auf verschiedener Stufe stehenden Abtheilungen eine Erschwerung der Arbeit mit sich, weil er sich unausgesetzt bald mit der einen Gruppe allein, bald wieder mit der andern, bald mit allen zugleich abzugeben hatte.

Zweimal des Jahres, im April und im Oktober, hatte der Lehrer vor seinen unmittelbaren Vorgesetzten in einem Examen über das Ergebnis seines Unterrichtes und die Führung seiner Klasse Rechenschaft und zugleich einen ausführlichen, schriftlichen Bericht über seine Amtsthätigkeit abzustatten. Im Frühling fand die Beförderung der hinreichend vorgerückten Schüler in die obere Klasse oder in die höhere Schule statt. Bei diesem Anlasse erhielten die fleißigsten und artigsten Schüler ein Buch als Prämium, meist eine Jugendschrift von Campe oder Christoph Schmid. Wegen der oben erwähnten Zweitheilung jeder Klasse wurden jeweilen nicht alle Schüler, sondern nur die der obern Abtheilung befördert. Schwachbegabte oder träge Schüler blieben oft jahrelang in derselben Klasse sitzen, während fähige Köpfe, auch wenn sie noch in sehr jugendlichem Alter standen, schon nach zwei Jahren aus der Gemeindeschule ins Gymnasium aufsteigen konnten. Doch blieben manche gutbegabte Schüler freiwillig wenigstens in der Oberklasse ein Jahr zurück, um vor dem Eintritt in die höhere Schule das Fundament ihres Wissens noch zu befestigen. Solche Schüler waren dann die Freude ihres Lehrers, der ja daneben das Jahr über mit so vielen schlimmen Elementen in der Klasse seine liebe Not hatte.

Die Unterrichtsfächer waren folgendermaßen vertheilt:

	Unterklasse.		Oberklasse.	
	2 Stunden		3 Stunden	
Biblische Geschichte				
Lesen	8	} 11	6	} 12
Sprache	3		"	
Schreiben	7	"	5	"
Rechnen	6	"	6	"
Geographie	—	"	2	"
	<hr/>		<hr/>	
	Zusammen 26 Stunden.		28 Stunden.	

Durchgehen wir an der Hand einzelner Jahresberichte aus den Jahren 1834 und 1835, was in den verschiedenen Fächern vorkam, so finden wir Folgendes:

Ueber den Unterricht in der biblischen Geschichte fehlen uns die genauern Angaben aus den Unterklassen. Die Lehrer werden sich darauf beschränkt haben, den Schülern biblische Geschichten zu erzählen und mit ihnen zu besprechen. Ueber die Behandlung des Unterrichtes in der Oberklasse erfahren wir, daß im Fache der biblischen Geschichte eine auffallende Verschiedenheit sowohl im Lehrgange als in der Auswahl des Lehrstoffes muß geherrscht haben. In der einen Schule lehnte sich der Unterricht an „Feddersens lehrreiche biblische Erzählungen und Leben Jesu“ an, ein im vorigen Jahrhundert erschienenenes, jetzt verschollenes Buch, das in den Kochow'schen Schulen war gebraucht worden und aus diesen auch an andern Orten Eingang gefunden hatte. In zwei andern Schulen legten die Lehrer die nach dem Vorbilde von Hübners Historie bearbeiteten biblischen Geschichten von G. F. Seiler zu Grunde. Allein während Lehrer A. die Geschichte des Neuen Testaments in fortlaufender Reihe behandelte und es einmal bis zum Schlusse des ersten Schulhalbjahres bereits zur 32. Historie gebracht hatte, nahm sein Kollege B. abwechselungsweise in der einen Stunde Ge-

schichten aus dem Alten, in der andern solche aus dem Neuen Testamente durch. In der vierten Oberklasse gebrauchte der Lehrer nicht die biblische Geschichte, sondern das Neue Testament selbst. In allen vier Klassen wurden die behandelten Abschnitte gelesen, erklärt und auf Herz und Gemüt der Schüler angewandt. Wie sehr aber hiebei das bloße Lesen in den Vordergrund trat, ist aus dem Berichte des Oberlehrers ersichtlich, welcher seinem Unterrichte das Neue Testament zu Grunde legte. Derselbe schreibt, er habe in drei Vormittagsstunden die Apostelgeschichte lesen lassen, „theils des geschichtlichen und lehrreichen Inhaltes wegen überhaupt, theils auch um der vielen darin vorkommenden Namen willen, woran die Schüler sich üben konnten.“

Mit dem im Gebrauche stehenden Lehrbuche von Seiler waren übrigens die Lehrer selber nicht einverstanden. Einer von ihnen berichtet, er bediene sich in seiner Klasse als Leitfadens der Historie von Seiler, nicht weil er sie für die zweckmäßigste halte, sondern weil sie im Gymnasium und in der Realschule eingeführt sei, wohin seine Schüler mit der Zeit promoviert würden. Sehr gerne würde er das Schulbuch gegen ein passenderes vertauschen, wenn dort ein solches eingeführt wäre. Dieser Wunsch gieng nicht lange hernach in Erfüllung. An die Stelle von Seiler trat die biblische Geschichte von Kündig. Diese Bearbeitung litt freilich unter dem Uebelstande, daß ihr Verfasser auf gar viele Wünsche zugleich Rücksicht nehmen mußte. Sein Buch war in erster Linie für den kirchlichen Religionsunterricht bestimmt; es sollte aber zugleich auch dem Religionsunterrichte in den obern Klassen des Gymnasiums dienen und daneben noch in den Gemeindeschulen gebraucht werden. So entstand ein dickleibiges Werk, das im Schulunterrichte niemals bewältigt werden konnte. Ein Fortschritt ward indessen durch seine Einführung doch erreicht. Die in den früheren Historien enthaltenen faden,

moralischen Lehren und Nutzenwendungen bei jeder Geschichte fielen weg; die Verwertung des biblischen Lehrstoffes für Herz und Gemüt der Kinder wurde dem Ermessen und dem Takte des Lehrers überlassen. Zugleich, und das war die Hauptsache, trat an die Stelle einer mit allerhand Beiwerk ausgeschmückten Bearbeitung das ewigjunge Bibelwort selber und der schlichte, einfache und doch so erhabene Ausdruck des unverkünstelten Wortes Gottes.

Der Leseunterricht bediente sich in der Unterklasse der „Handfibel.“ Die erste Abtheilung dieses von einem Mitgliede der Schulinspektion selber bearbeiteten, im Jahre 1830 in Basel erschienenen Schulbuches enthält nur Wörter und schreitet von den einfachsten Silben bis zu recht schwierigen Wortzusammensetzungen fort. Die zweite Abtheilung des Lehrmittels wird durch den Titel „Satzbüchlein“ hinreichend gekennzeichnet; denn sie enthält fast nichts anderes als einzelne Sätze ohne allen Zusammenhang. Den Schluß bilden Lesestücke, die aber auch wiederum aus abgerissenen Sätzen bestehen, ferner „Denkverse“, kleine Gebete und Gebetlieder. Das ganze Büchlein mit seinen hundert Seiten ist zwar schön und deutlich auf vortreffliches Handpapier gedruckt und mit einem Lederrücken aufs solideste eingebunden, entspricht also äußerlich allen Anforderungen, welche heute an ein Schulbuch gestellt werden. Aber mit der Vortrefflichkeit der äußern Ausstattung steht der innere Wert des Buches in schreiendem Gegensatze. Der Inhalt ist entsetzlich dürr und trocken und entspricht in keiner Hinsicht dem Bedürfnisse der Kindernatur und den Anforderungen an den ersten Schulunterricht. Nirgends wird das öde Einerlei durch eine das kindliche Gemüt beschäftigende Erzählung oder durch eine den Verstand anregende Beschreibung unterbrochen. Nach dem streng grammatikalischen Gang der Wortlehre geordnet, reiht sich endlos Satz an Satz, darunter solche

wie: „Aus der Uebung kann man leicht kommen“, u. a. Gelegenheit zu einer gemüthlichen Besprechung findet sich wenig, und der Anlässe, an Vorgänge des täglichen Lebens in Schule und Haus anzuknüpfen, die den Kindern bekannt sind, ist eine verschwindend kleine Zahl. Dagegen tritt uns überall und mit Vorliebe eine Fülle von Bibelsprüchen entgegen, bei deren Auswahl nicht sowohl die Forderung des leichten Verständnisses und einer der Auffassung zu Hilfe kommenden Einfachheit, als vielmehr die Rücksicht auf die Gesetze eines wohl gegliederten Periodenbaues maßgebend gewesen ist. Es will uns bedünken, als ob der sonst um unser Schulwesen wohlverdiente geistliche Verfasser sich die Aufgabe gestellt habe, Lehrern und Schülern die ohnehin schon keineswegs leichte Arbeit des ersten Leseunterrichtes geflissentlich recht schwer und mühevoll zu machen.

Zu der Oberklasse kamen für den Leseunterricht das eigentliche Lesebuch und das Gesangbuch in Gebrauch. Das „erste Lesebuch für die Baslerischen Schulen“, im Jahre 1817 erschienen und von H. Hanhart, Rektor des Gymnasiums, verfaßt, gehört zu der Klasse der damals üblichen sogenannten gemeinnützigen; denn neben einer Moral in Beispielen macht es sich die Förderung gemeinnütziger Kenntnisse aus der Gesundheitslehre, der Naturgeschichte und der Vaterlandskunde zur Aufgabe. Das Lehrmittel krankt an dem allgemeinen Uebel der ganzen einschlägigen Lesebuchlitteratur: sein Inhalt ist dürftig, nüchtern, langweilig und ausschließlich lehrhaft. Die Prosa dominiert in dem Grade, daß im ganzen 144 Seiten starken Büchlein außer einigen vereinzeltten Niederstrophen nur zwei Gedichtchen von je drei Strophen sich finden. Dagegen kommen im Anschluß an die moralischen Erzählungen Denksprüche vor wie:

„Du kletterst gern — bedenk' den Werth gesunder Glieder!  
Man bricht sie gar zu leicht und heilt sie oft nicht wieder.“

Das Beste am Buche sind noch die Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte. Welchen gewaltigen Fortschritt weisen doch dagegen die von der jetzigen Jugend gebrauchten Lesebücher mit ihrem den vorzüglichsten Schriftstellern entnommenen, so reichen poetischen und prosaischen Musterstücken auf, die nach dem Grundsätze ausgewählt sind, daß für die Kinder eben nur das Beste gut genug sei!

Es ist oben (S. 181) gesagt worden, daß in der Gemeindegemeinschaft nicht nur das Lesen der gedruckten, sondern auch der geschriebenen Schrift geübt werden sollte. Zu dem Ende enthielt unser erstes Lesebuch an zwei Stellen Lesestücke mit lateinischer und mit deutscher Schreibschrift. Allein die zur Verwendung kommenden Lettern entsprachen besonders im Deutschen den in der Schule zur Einübung gelangenden Buchstabenformen viel zu wenig, als daß die mit jener Forderung verbundene wohlgemeinte Absicht in der Schule hätte erreicht werden können.

Der Sprachunterricht war ein ganz grammatischer. An der Hand des Satzbüchleins wurde schon in der Unterklasse ein systematischer, nach der Reihenfolge der Wortarten geordneter Gang eingeschlagen, der die Kinder bereits in die Feinheiten der Unterscheidung von Bei- und Nebenwort einzuweihen versuchte. In der Oberklasse sollten die Wortarten ergänzt und beendigt, dann die Wortbildung und die Wortbiegung behandelt werden; denn diese letztere wurde von den ins Gymnasium übertretenden Knaben ausdrücklich verlangt. Als Leitfaden war den Lehrern eine vom Verfasser der Handbibel und des Satzbüchleins bearbeitete „Anweisung zur Einrichtung des ersten Sprachunterrichtes“ in die Hand gegeben worden. Das war aber kein aus der Erfahrung und aus der Praxis hervorgegangenes Schulbuch, sondern verdankte seine Entstehung einem mit der Schule allerdings durch sein Aufsichtsamt in Verbindung stehenden, aber mit

dem Wesen und mit den Erfordernissen des Elementarunterrichtes nur theoretisch bekannten Gelehrten. Man würde demselben Unrecht thun, wenn man das viele Gute, welches sein Buch enthält, und die für den Lehrer eingestreuten beachtenswerten Winke und Ratschläge verkennen wollte. Allein die ganze Anordnung war verfehlt. Der Inhalt gieng zu hoch hinaus und stellte Anforderungen, denen in einer Gemeindeschule niemals genügt werden konnte. Daher preßte der auf Grund dieser Anleitung zu ertheilende ganz abstrakte, streng grammatikalisch fortschreitende Unterricht den Lehrern manchen schweren Stoßseufzer aus. „Des in einem Jahreskurse zu behandelnden Stoffes ist zu viel,“ schreibt einer von ihnen in seinem Jahresberichte. „Dieses Ziel zu erreichen, dazu gehörten die fähigsten und fleißigsten Schüler, wie wir sie in unsern Gemeindeschulen der Mehrzahl nach leider nicht haben.“ Um so mehr ist es aber zu begrüßen, daß im Sprachunterrichte neben der abstrakten Grammatik doch die praktischen Sprachübungen, namentlich das Buchstabieren, Syllabieren und die Rechtschreibung, keineswegs vernachlässigt, sondern mit solchem Erfolge gepflegt wurden, daß die Schüler im allgemeinen doch mit einer soliden Grundlage in den Elementen der Muttersprache ausgerüstet in die höhere Schule übertreten konnten.

Das Memorieren und Hersagen stand mit dem Sprachunterrichte nur in losem Zusammenhange. Da das Lesebuch fast gar keinen tauglichen Stoff darbot, so wurde desto mehr aus dem Gesangbuche auswendig gelernt, dessen Inhalt sich allerdings mit demjenigen unseres gegenwärtig im Gebrauch stehenden nicht messen kann. An Uebertreibungen fehlte es freilich auch beim Auswendiglernen nicht. Weiß doch ein Lehrer von nicht weniger als 19 Gesangbuchliedern zu berichten, die während eines einzigen Sommersemesters von seinen Schülern seien gelernt worden. Wenn wir auch dem Memorierstoffe den Vor-

wurf der Einseitigkeit nicht ersparen können, so muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß in der damaligen Schule das Gedächtnis gerade in dem für dessen Pflege geeignetsten Alter viel mehr und nachhaltiger ist geübt und geschärft worden, als dies in der modernen Schule geschieht. Tagtäglich eine rechte Gedächtnisaufgabe war das Gewöhuliche. Während des Hersagens mußten die Oberklassenschüler das Gelernte auf die Schiefertafel schreiben. So prägte sich der Memorierstoff ein und ist, wenigstens theilweise, noch nach bald 60 Jahren haften geblieben.

Im Schönschreiben wurden gleichfalls gute Resultate erzielt. Einestheils zeichneten sich einige Gemeindegullehrer selber durch eine prachtvolle, saubere und deutliche Handschrift aus und waren darin ihren Schülern ein immer mit neuem Eifer nachgeahmtes, aber nie erreichtes Vorbild. Sodann nützte die damals in den hiesigen Schulen zur Einübung gelangende, jetzt ausgestorbene alte Baslerhandschrift mit ihren vielen Ecken, Schleifen und Krümmungen von selber zum langsamen, bedächtigen Schreiben. Heutzutage muß Alles gar rasch gehen; früher konnte man sich noch Zeit lassen. Aber welch ein geplagter Mann war doch der Lehrer vor alten Zeiten! Vergewenwärtigen wir uns nur die tagtägliche Mühe des Federnschneidens für eine Schar von 50, 60 und noch mehr, nicht gerade sorgfältig mit ihrem Gänsefiedel umgehenden Buben, namentlich an den kurzen und trüben Wintertagen und bei einer noch nicht zum Petroleum oder zum Gas fortgeschrittenen, sondern beim primitiven Talglicht oder höchstens einer unvollkommenen Dellampe stehenden Beleuchtung! Wenn auf irgend einem Gebiete des Unterrichtes für den Elementarlehrer unserer Tage eine mit Händen greifbare Erleichterung stattgefunden hat, so ist das auf demjenigen des Schreibunterrichtes der Fall, seitdem durch die Einführung der Stahlfedern

die mit dem Schreiben verbunden gewesene Sisyphusarbeit des Federnschneidens aufgehört hat. Allerdings wurde noch nicht von Anfang an mit Feder und Tinte geschrieben; die Schiefertafel und der Griffel behaupteten ihr Uebergewicht durch die ganze Gemeindeschule hindurch, ja weit darüber hinaus. Ein Schularzt hätte jedenfalls Anlaß genug zum Einlegen eines energischen Veto gegen den unausgesetzten Gebrauch der Schiefertafel gehabt; denn die alten Schulzimmer ließen in Bezug auf Beleuchtung gar Vieles zu wünschen übrig. Auch erschwerten die bedenklichen Zustände vieler Schiefertafeln, sowie besonders die mangelhafte Konstruktion der alten Schulbänke das Schreiben in bedeutendem Maße. Auf dergleichen Dinge legte man aber in den zwanziger Jahren noch wenig oder gar kein Gewicht.

Während in der Behandlung der biblischen Geschichte, zum Theil auch in derjenigen des sprachlichen Unterrichtes in den einzelnen Klassen und Schulen ziemliche Verschiedenheiten bestanden, herrschte in der Ertheilung und im Gange des Rechenunterrichtes eine erfreuliche Uebereinstimmung. Die Gemeindeschullehrer hatten sich nämlich geeinigt, den Unterricht in dieser Sache nach Scholz zu ertheilen. Die durch den Pestalozzianer Harnisch, damals noch Lehrer am Seminar in Breslau, den spätern Seminar- direktor in Weißenfels, angeregte „faßliche Anleitung zum gründlichen Kopf- und Zifferrechnen, nach bewährten Grundsätzen bearbeitet von Chr. G. Scholz, Rektor in Neißة“, war (1824) eben erschienen und hatte sofort überall Anklang und Eingang gefunden. Das Werk galt trotz seiner Weiterschweifigkeit für eines der besten Hilfsmittel beim Rechenunterrichte, und seine Anwendung in den hiesigen Schulen ist ein Beweis dafür, daß unsre Lehrer die Fortschritte auf pädagogischem Gebiete mit Aufmerksamkeit verfolgten und das Gute sich anzueignen bestrebten. Die Einigung über den Lehrgang, sowie die aus der Klassentheilung sich er-

gebende häufige schriftliche und mündliche Uebung kamen bei 6 wöchentlichen Lehrstunden dem Rechnen trefflich zu statten. Freilich trat die Pflege des Kopfrechnens etwas zu sehr in den Hintergrund. Manche Lehrer beschränkten diese Seite des Unterrichtes auf das Chorweise, in den ordinärsten Schulten verfallende Ableiren der pestalozzischen Einheitstabelle und des Einmaleins. Im schriftlichen Rechnen begegnete man häufig dem Fehler, daß mit viel zu großen Zahlen operiert und daß deßhalb der Unterricht allzu mechanisch betrieben wurde. Uebrigens kam in der alten Schule das zu immer erneuter Aufmerksamkeit und zum Nachdenken zwingende Duodezimalsystem der Uebung im Rechnen besser zu statten als das einfachere, aber leicht zu Gedankenlosigkeit verleitende Dezimalsystem unsrer Tage, dessen entschiedene Vorzüge für den Schulunterricht und fürs praktische Leben ich freilich hiemit durchaus nicht in Abrede stellen möchte.

Außer jeglichem Zusammenhange mit den übrigen Fächern stand auf dem Pensum der Oberklasse der Unterricht in der Geographie. Wenn dieses Fach, als Heimatkunde behandelt, die Schüler mit der nächsten Umgebung bekannt gemacht und auf den spätern eigentlichen geographischen Unterricht vorbereitet hätte, so wäre dies ganz in der Ordnung gewesen. Allein soweit war man damals noch nicht fortgeschritten. Die Behandlung der Geographie in der Gemeindeschule gleicht aufs Haar derjenigen des grammatischen Sprachunterrichtes: sie war ganz systematisch, abstrakt und viel zu hoch gehalten. Zum Belege hierfür geben wir nach einem Schulberichte den Inhalt dessen wieder, was da Alles vorkam. Der Lehrer schreibt wörtlich: „Mit den Schülern wurde behandelt: die Erdachse, Pole, Abwechslung von Tag und Nacht, Aequator, Wende- und Polarkreise, Zonen, Jahreszeiten, Erdbahn, Umlaufszeit, Schaltjahr, Sonnen- und Mondfinsternisse, warum wir den Umlauf der Erde nicht fühlen,

Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes, Meridian, Länge, Breite, Zenith, Nadir, Antipoden, Klima. Als Anschauungsmittel diente das Planiglobium und eine große, hölzerne Kugel.“ Man sollte nun denken, daran wäre es für die 7—8 jährigen Schüler schon mehr als genug gewesen. Allein das war keineswegs der Fall; denn der Bericht fährt fort: „Darauf folgte die Karte von Europa; auf derselben wurde gezeigt und eingeübt: Lage, Grenzen, Größe, Hauptländer und Hauptstädte, Inseln, Meere, Meerbusen, Gebirgszüge, Halbinseln, Flüsse, Seen“. „Das ist freilich bei vielen Schülern eine Danaidenarbeit gewesen“, fügt der Berichterstatter hinzu. Jawohl, das glauben wir ihm aufs Wort und bedauern, daß der Lehrer auf Dinge unnütz Zeit und Mühe verwandte, die bei weitaus den meisten Schülern ebensoschnell vergessen wie angehört wurden. Mit Recht wirft derselbe Lehrer daher die Frage auf, „ob überhaupt die Geographie in unsern Gemeindeschulen notwendig sei.“ Daraus, daß andere Lehrer in ihren Schulberichten des Faches gar nicht erwähnen, möchte ich fast schließen, ein Theil der Lehrer habe den ihnen nicht zusagenden Lehrstoff überhaupt gar nicht behandelt. Daß aber der Unterricht in der Klasse desjenigen Lehrers, der obigen Bericht abgestattet hat, wirklich erteilt worden ist, kann der Schreiber dieses Aufsatzes bezeugen; denn er ist dabei gewesen.

Die Forderung, daß in der Elementarschule Gesangunterricht solle erteilt werden, war noch nicht überall zur Geltung gekommen; auch in Basel nicht. Bei uns wie an andern Orten mußte sich der Schulgesang allmählich und langsam Bahn brechen. Den Gemeindeschullehrern hatte auch jede Gelegenheit gefehlt, sich mit dem Gesangunterrichte theoretisch und praktisch bekannt zu machen. Die wenigsten von ihnen besaßen musikalische Kenntnisse; denn Musik und Gesang sind erst in der Neuzeit ein Ge-

meingut geworden. Deshalb wurde denn auch von unsern Elementarlehrern nicht verlangt, daß sie Gesangunterricht geben sollten. Indessen war doch wenigstens einigermaßen dafür gesorgt, daß dieses Fach nicht völlig brach liege. In der Oberklasse konnte ein besonderer Lehrer für den Gesang angestellt werden. Es ist aber bezeichnend, daß der Oberlehrer verpflichtet war, dem Unterrichte desselben beizuwohnen, „um die nötige Ordnung zu unterhalten.“ Denn die für die Leitung des Schulgesanges zur Verfügung stehenden Vorsänger oder Musikanten waren gänzlich außer stande, unter den Schülern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und sich ein rechtes Ansehen zu verschaffen. Das merkten sich die Schüler bald, und deshalb war gerade während der Singstunde jeglichem Unfug Thür und Thor geöffnet. Kein Wunder, wenn daher einzelne Lehrer, denen an der Aufrechthaltung guter Disziplin in ihrer Klasse gelegen war, sich den Gesanglehrer sorgfältig vom Leibe hielten und lieber gar nicht singen ließen.

Indessen begannen am Anfang der dreißiger Jahre einzelne Gemeindegemeinschaften sowohl in der Unter- als in der Oberklasse, selber den Gesang zu leiten, und wußten durch dessen Begleitung mit der eigenen, frischen Stimme oder mit einem musikalischen Instrumente den Schülern bald große Lust und Freude am Singen einzuflößen. Ihr Vorgehen ermunterte zur Nachahmung. Im Winter 1832 auf 1833 wurde die letzte halbe Stunde nach jeder Konferenz von den Lehrern zu Gesangübungen verwendet, um sich zur Leitung des Unterrichtes im Singen zu befähigen. Ein musikalischer Geistlicher, Waisenprediger Braun, machte aus freien Stücken und in uneigennütziger Weise das Anerbieten, Lehrern, welche Lust haben sollten, unentgeltliche Anleitung im Violinspiel zu ertheilen, und die Inspektion sorgte für lehnswise Ueberlassung der benötigten Instrumente. Allmählich bürgerte

sich die Sache ein. Aber erst im Februar 1837 fiel das letzte Bollwerk, worin sich der gesanglose Zustand bis dahin behauptet hatte, und seit dieser Zeit erschallte aus allen Schulklassen fröhlicher Kindergesang.

Werfen wir nach dem Bisherigen noch einen kurzen Rückblick auf den Unterricht in den Gemeindeschulen überhaupt, so können wir den Leistungen der Lehrerschaft unsere Anerkennung im allgemeinen nicht versagen. Daß der Unterricht in einzelnen Fächern zu abstrakt behandelt wurde und manchmal viel zu hoch hinausgieng, war freilich ein Uebelstand. Daß ferner namentlich im Sprachunterrichte gewisse Bestandtheile, die wir heute als wesentlich hinzugehörige betrachten, so besonders der Anschauungsunterricht und die damit im engsten Zusammenhange stehenden Sprechübungen, gar nicht betrieben wurden, ist ein Mangel, wofür freilich die Lehrer nicht verantwortlich gemacht werden können; denn die Forderung des Anschauungsunterrichtes mußte sich wie der Schulgesang erst nach und nach Eingang verschaffen. Als einen entschiedenen Fehler müssen wir ferner die im Plan und Gang mehrerer Unterrichtsfächer herrschenden Abweichungen und Verschiedenheiten bezeichnen, welche in den auf der nämlichen Stufe stehenden, auf dieselben höhern Lehranstalten vorbereitenden Schulen der gleichen Stadt wohl zu vermeiden gewesen wären. Alle diese Mängel wurden aber aufgewogen durch entschiedene Vorzüge. Ein großer Vortheil war es, daß der Unterricht sich auf wenige Fächer beschränkte, daß ferner die Unterrichtszeit nicht auf ein Minimum reduziert und daß zur Vertiefung und Befestigung des Lehrstoffes durch die innere Einrichtung der Schulen reichliche Gelegenheit geboten war. Hauptsächlich aber gebührt dem Lehrpersonal jener Zeit alle Anerkennung und hohes Lob. Jeder Lehrer lebte ausschließlich seinem Amte und waltete desselben mit hingebender

Treue und musterhaftem Pflichtgefühl. Wer Zeit und Lust zur Thätigkeit außerhalb des Kreises seiner Schule hatte, der fand im Rahmen der Gemeinnützigen Gesellschaft oder anderer Vereinigungen zu Erziehungs- oder Wohlthätigkeitszwecken reichliche Gelegenheit dazu. Einzelne Gemeindegeschullehrer haben sich daneben durch Förderung des Turnwesens, durch militärische Leitung des Kadettenkorps oder durch Besorgung der Jugendbibliothek ein großes Verdienst um die gesamte Schuljugend erworben.

Als würdigen Repräsentanten der damaligen Gemeindegeschullehrer heben wir einen der tüchtigsten und verdientesten, den Kandidaten J. J. Boffard, Oberlehrer zu St. Leonhard, hervor, dessen Schule am Steinenberg (Nr. 4) in der heutigen Zeichnungsschule gelegen war. Körperlich gebrechlich, war er geistig ungemein frisch und regsam und hatte sich die neue Unterrichtsweise mit großem Verständniß und jugendlichem Feuer zu eigen gemacht. Ich sehe ihn noch immer vor mir, auf seinem Stelzfuße mühsam durch das Schulzimmer schreitend, die scharfen, flugen Augen überall hingerichtet und jede Unordnung, jeden Unfug sofort und unerbittlich rügend und strafend. Da er nicht wohl imstande war, sich zwischen den Schulbänken hindurch zu bewegen, so bediente er sich eines eigenen Mittels, um auch in den entferntesten Theilen seiner Klasse Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. In einer Ecke nicht weit von seinem Pulte stand nämlich ein Bündel langer Haselnußgerten, die er vorkommenden Falls einlegte, wie der Ritter seine Lanze einlegt, und deren Ende dann, von ihm in schwingende Bewegung gesetzt, nicht sehr sanft über den unruhigen Bubenköpfen hin und her fuchtelte, wobei freilich nicht selten die Schafe mit den Böcken getroffen wurden. War der Bedarf dieses Rüstzeuges in Abgang geraten, so war es für die Schuljugend, und gerade für

diejenigen, welche die genauere Bekanntschaft jener langen Bafel am öftesten machten, jedesmal ein großes Fest, wenn sie beordert wurden, neuen Vorrat einzuheimfen. Dann gieng's hinaus vors Steinenthor an den Birfig, der damals noch ungeordneter, aber etwas wasserreicher als heute, durch üppig wucherndes Weiden- und Haselgebüsch hindurch floß, und jeder wetteiferte, wer die schönsten und dicksten, längsten und biegsamsten Gerten abschneiden und zur Schule bringen konnte. Wir würden jedoch dem guten Kandidaten Boffard sehr Unrecht thun, wenn wir ihn für einen griesgrämigen, bösen Meister Schlaghart ausgeben wollten. Er war im Gegentheile ein sehr treuer und gewissenhafter, aber allerdings auf Zucht und Ordnung haltender Lehrer, der sich das Wohl seiner Schule und die Förderung seiner Schüler recht angelegen sein ließ, an seiner eigenen Fortbildung unausgesetzt arbeitete, sich auf seinen Unterricht gründlich und mit großer Pünktlichkeit vorbereitete und seine Schüler soweit, als es das Lehrziel erheischte, ja noch darüber hinaus, förderte, sodaß die von ihm in die höhere Schule promovierten immer als die am besten vorbereiteten galten, ein Mann der alten Schule, welcher es gerade in dem so oft übersehenen Kleinen und Kleinften genau nahm, mit unermüdlicher Geduld und unerbittlicher Konsequenz immer wieder auf die Hauptsache zurückkam und dadurch in seiner Schule Resultate erzielte, worauf gar mancher Lehrer der Neuzeit stolz sein dürfte.

Die Schule stand zu der Zeit, wovon wir reden, mit der Kirche noch in engster Verbindung. Schon der Name „Gemeinschaftschule“ deutet darauf hin. Außerlich wurde dieser Zusammenhang ausgedrückt durch die Verpflichtung der Lehrer, sich an Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste, sowohl in der Predigt als in der Kinderlehre, einzufinden und die Schüler zu beaufsichtigen. Doch war es den beiden Lehrern freigestellt, im

Besuche dieser beiden Gottesdienste mit einander abzuwechseln. Das Gebot des Kirchenbesuches wurde von den Lehrern von jeher als ein lästiger Zwang empfunden, dem sie sich möglichst zu entziehen suchten, weshalb ihnen die Nachachtung der einmal zu Recht bestehenden Verordnung von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung gebracht werden mußte.

Das Lehrerpersonal selber stand mit der Kirche in engster Verbindung, weil sich die Mehrzahl der Gemeindegullehrer aus Kandidaten des Predigtamtes rekrutierte. Aber auch die leitende Aufsichtsbehörde trug einen ganz geistlichen Charakter. In der aus fünf Mitgliedern bestehenden Inspektion war dem präsidierenden Hauptpfarrer, der zugleich im Erziehungsrate Sitz und Stimme hatte, ein maßgebender Einfluß gewahrt. Außer ihm saß gewöhnlich noch ein Geistlicher in der Inspektion. Jede Gemeindegulle hatte ferner einen Geistlichen ihrer Kirchengemeinde als „Spezialinspektor“ zum unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser hatte die Verpflichtung, seine Schule von Zeit zu Zeit zu besuchen, den Lehrer in seiner Thätigkeit zu beobachten, kleinere Geschäfte von sich aus zu erledigen und in wichtigern Angelegenheiten an die Inspektion zu berichten.

Man würde indessen sehr irre gehen, wenn man etwa in der engen Verbindung von Kirche und Schule eine Benachtheiligung der letztern erblicken wollte. Es war damals eine Zeit, wo ein allgemeines Interesse an pädagogischen Fragen, namentlich aber die auf die Hebung des Schulwesens und die Vervollkommnung des Jugendunterrichtes abzielenden Bestrebungen, alle gebildeten Kreise unserer Bevölkerung erfüllten. Daher sehen wir denn nicht nur Staatsmänner und Universitätsprofessoren, sondern auch Männer aus dem Bürgerstande gemeinschaftlich zur Beratung dessen, was der Schule fromme, zusammentreten. Was Wunder, wenn die Geistlichkeit, deren Amt sie ja ohne-

dies schon mit der Jugend in Verbindung brachte, eine besonders rege Theilnahme am Schulwesen an den Tag legte. Von dem städtischen Ministerium gieng unter anderm die Anregung aus, die Lehrer an den Gemeindeschulen zu regelmäßigen Konferenzen zu versammeln und Gegenstände aus dem Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung mit ihnen zu besprechen. Diese Neuerung trat im Spätjahre 1825 ins Leben. Die Konferenzen wurden den Winter über regelmäßig, anfänglich allwöchentlich während zwei Stunden, später alle 14 Tage einmal, abgehalten. Die Zahl der Theilnehmer beschränkte sich auf die 8 Knaben- und die 3 Mädchenlehrer, zu denen sich die Spezialinspektoren gesellten. Die Inspektion begrüßte das Vorgehen auf das Wärmste, übernahm die Kosten für Anschaffung der Lehrmittel (jeder Lehrer erhielt z. B. ein Exemplar des Rechenbuches von Scholz gratis), ermöglichte die Erwerbung von russischen Rechenmaschinen und trug die Kosten für Reinigung, Heizung und Beleuchtung des Lokales. Auch erbat sie sich jeweilen Bericht über den Erfolg und Anzeige „über die vorhabende Fortsetzung dieser pädagogischen Unterhaltungen.“

Mit einer wahren Begeisterung giengen die Lehrer ans Werk. Während der ersten Jahre wurde in den Konferenzen der Rechenunterricht nach der schon erwähnten epochemachenden Anweisung von Scholz behandelt. Im Jahre 1830 kam der Leseunterricht an die Reihe, noch später der Gesangunterricht, die Handhabung der Schuldisziplin nach Zerrenner und andere pädagogische Themata. Diese Zusammenkünfte waren in doppelter Hinsicht ein Gewinn für unser Schulwesen. Die darin empfangenen Anregungen und Belehrungen kamen in erster Linie dem Unterrichte in der Schule selbst zu gute; außerdem aber schlang der regelmäßig wiederkehrende Verkehr mit den Amtsgenossen und der dabei stattfindende freundschaftliche Austausch

der gegenseitigen Ansichten und Erfahrungen um die Lehrer ein Band der Zusammengehörigkeit und der Kollegialität, des engen Anschlusses und der gemeinsamen Wahrung allgemeiner Interessen, kurz, schuf ein Verhältnis, das ein Dezennium vorher unter den frühern Schulzuständen ganz undenkbar gewesen war.

Daß ein solcher erfreulicher Umschwung eingetreten ist, war nicht das kleinste Verdienst, welches die Spezialinspektoren sich erworben haben. Manche von ihnen bewiesen sich wirklich als wohlmeinende Freunde und treue Berater der Lehrer. Das Verhältnis dieser Männer zu ihrer Schule, die ganze Auffassung ihres Amtes macht überhaupt einen sehr günstigen Eindruck. Zur nähern Begründung kann ich mich nicht enthalten, aus dem uns noch erhaltenen Berichte eines solchen Inspektors Einiges mitzutheilen. Derselbe schreibt:

„Die Unterklasse K. steht sittlich ungefähr, wie wohl ähnliche Klassen von 5—7jährigen Schülern alle. Es sind Knaben, die zu lernen anfangen und es eben auch erfahren: aller Anfang ist schwer. Mit wenigen Ausnahmen zeichnen sich diese Knaben weder durch freudige Lust, noch durch frommes Pflichtgefühl aus, dieses Schwere sich leichter zu machen; ich könnte es aber von Knaben solches Alters auch nicht erwarten, sondern möchte dieses Geschäft, das Schwere leichter zu machen, mehr von der Gewandtheit des Lehrers verlangen. Außer der diesem Alter natürlichen Flüchtigkeit kann über diese Klasse keine Klage geführt werden. Ueber die Fortschritte im Lernen kann ich mich weniger zufrieden stellen. Daß von 46 Schülern, welche wenigstens ein Jahr, viele zwei, selbst drei Jahre sich in der Klasse befinden, nur 14 fertig einen Satz lesen können, ist kein erfreuliches Resultat, und daß von diesen 46 nur 16, also nur ungefähr ein Drittheil, zum Promovieren vorgeschlagen wird, muß ich durchaus mißbilligen. Es sind freilich mehrere sehr dürftig mit Geist begabte

Schüler da, und die meisten haben zu Hause weder Nachhilfe, noch Anleitung, noch Aufmunterung . . . . Und doch würde ich Unrecht thun, wenn ich den Lehrer beschuldigen wollte. Für seinen Eifer, seine Gewissenhaftigkeit und seine Liebe zu den Kindern und zu dem Geschäfte, das ihm angewiesen ist, verdient er nur Lob. Auch fehlt es ihm gar nicht an klarer Einsicht in seine Aufgabe, und ich glaube, er würde eine Klasse von Knaben, die Trieb und Anlagen haben, so weit bringen, als irgend ein guter Elementarlehrer, und wir würden ein sehr erfreuliches Examen abzunehmen haben. Allein er hat von Natur zu wenig Beweglichkeit, die solche Knaben anzuregen geeignet wäre. So hat er sie in drei Abtheilungen getheilt; aber während er sich mit der einen beschäftigt, fehlt ihm das Geschick, die beiden andern beständig im Auge zu behalten. Wenn er dieses noch hätte, so wäre er ein recht guter Lehrer, und es ist Wahrheit, wenn er sagt: Was ich auch zu Hause Schweres und Drückendes habe, es bleibt Alles vor der Thür, wenn ich in die Schulstube trete; ich sehe darinnen nichts Anderes als die Schule."

„In der Oberklasse herrscht schon eher ein Geist, als in der untern, und es zeigt sich derselbe, besonders wenn die Knaben außerhalb der Schulstube sind, als ein wilder Bubengeist. Indes weiß die Autorität des Lehrers diesen Geist in Schranken zu halten. Mit den Fortschritten im Lernen bin ich viel besser zufrieden, als mit denen der untern Klasse. Als ein bewährter Lehrer fährt Herr N. N. fort, mit Gewissenhaftigkeit und treuem Eifer sich seine Schule am Herzen liegen zu lassen. Wenn man dem Aeußern nach oft glauben möchte, man sehe darin nur ein regelmässiges Uhrwerk, was von einer langen, angewöhnten Übung kommen mag, so wird man bald durch Beobachtung überzeugt, daß darin doch nicht nur Mechanik, sondern auch ein klarer Geist und ein frommes Gemüt ist. Schade, daß der brave Mann

sich durch seine wohl zu beschränkte Einnahme oft so gedrückt fühlt.“

Diese letztere Bemerkung bietet eine erwünschte Gelegenheit, auch über die ökonomische Stellung der Gemeindefchullehrer zum Schlusse noch einige Auskunft zu geben.

Die Befoldung bestand einestheils aus einem vom Staate bezahlten Fixum, andernteils aus dem Ertrage des Schulgeldes. Jenes betrug nach damaligem Gelde 600 Schweizerfranken für den Ober-, 500 Franken für den Unterlehrer. An Schulgeld oder Schullohn hatte jeder Schüler der Oberklasse seinem Lehrer monatlich einen halben Gulden, jeder Unterklassenschüler dem seinigen einen Sechsbätner zu bezahlen. Das nahm sich nun im Schulgesetz und auf dem Papier ganz hübsch aus; in der Praxis ergaben sich aber bedeutende Schattenseiten. Denn einmal blieb die Schülerzahl einer Klasse das Jahr über nicht auf derselben Höhe, sondern war infolge von Ein- und Austritten wegen Wohnungswechsels und Wegzugs nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen. Sodann nahmen es nicht alle Eltern mit der regelmäßigen Entrichtung des Schulgeldes genau und blieben theils mit, theils ohne Verschulden damit im Rückstande.

Um den erstgenannten Nachtheil, die Schwankung der Schülerzahl, möglichst auszugleichen, kam der Lehrer leicht in Versuchung, sich auf künstliche Weise dadurch eine möglichst große Schülerzahl zu sichern, daß er manchen eigentlich promotionsfähigen Schüler in seiner Klasse zurückbehielt. Während also heute das allgemeine Bestreben der Lehrer darauf hinausgeht, die Schülerzahl ihrer Klasse möglichst herabzumindern, was ja aus verschiedenen Gründen ganz begreiflich und bis zu einem gewissen Grade auch völlig berechtigt ist, so war damals das Augenmerk der Lehrer gerade umgekehrt auf eine möglichst an-

gefüllte Klasse gerichtet. Das Interesse des Lehrers geriet dadurch mit demjenigen des Schülers in Zwiespalt.

Zu dieser nicht unbedenklichen Erscheinung gesellte sich die Nichtbezahlung des Schullohnes durch unvermögende oder übelwollende Eltern. Wegen dieser Unregelmäßigkeit schüttet ein Lehrer seinem Inspektor im Jahre 1831 das Herz folgendermaßen aus: „Ein anderer Umstand, warum die kümmerliche Ernte ab dem dornichten, steinichten Schulacker nicht so weit ausreicht, ist dieser, daß der Schullohn nie auf einmal von allen Schülern, sondern nur theilweise eingeht und oft mit gerichtlicher Strenge muß eingetrieben werden. Dennoch vergeht fast kein Monat, wo mir nicht 1—2 Schullöhne ganz zurückbleiben. Und wenn endlich das letzte Schulgeld mit vieler Mühe ist eingetrieben worden, ist das erste schon längst, und noch mehr dazu, verbraucht. Wie das frische Mehl und Brot und die neuen Schuhe nicht soweit ausreichen, wenn man sie gleich benutzen und angreifen muß, so, möchte ich fast sagen, reicht auch das Geld nicht soweit aus, wenn man mit Schmerzen auf seine Einnahme warten, dieselbe nur theilweise beziehen und gleich vorweg brauchen muß, ohne das Geld vorerst ein wenig im Pulte ruhen lassen zu können.“

Diese Klagen verhallten freilich im Jahre 1831 unbeachtet; denn die Zeiten waren schlimm, und die Behörden hatten viel näher liegende und weit wichtigere Fragen zu bedenken als den unregelmäßigen Eingang von ein paar Schulgeldern oder die Schwankungen in der Frequenz einzelner Gemeindegemeinschaften. Ja, die unglückseligen Wirren der dreißiger Jahre haben sich wie ein giftiger Mehlthau auf die so fröhlich aufkeimende Aussaat des vorangehenden Jahrzehnts gelagert und das Wachstum so manches zu frohen Hoffnungen berechtigenden Keimes erstickt. Ihre lähmende Einwirkung ist nicht in letzter Linie auf dem

Gebiete des Unterrichtswesens bemerkbar gewesen. Mit ungeahnter Elastizität richtete sich aber die Stadt nach der schweren Niederlage, die sie erlitten hatte, wieder empor. Sobald die Trennung von Stadt und Land vollzogen und das gewaltig reduzierte städtische Gemeinwesen einigermaßen neu organisiert war, setzten die Behörden trotz der bedeutenden finanziellen Einbuße, welche die Trennung für das Gemeinwesen im Gefolge gehabt hatte, sofort mit der Revision des Schulgesetzes diejenige der Lehrerbefoldungen auf die Tagesordnung.

Es ist begreiflich, daß sich im Schoße der vorberatenden Behörde in dieser unter den obwaltenden Umständen keineswegs leichten Frage allerlei Ansichten und Meinungen vernehmen ließen. Dem Uebelstande, daß die Lehrer beförderungsfähige Schüler um des Schullohnes willen über Gebühr in den Klassen zurückbehielten, wurde die Befürchtung entgegengehalten: „Wenn das Einkommen des Lehrers von der Schülerzahl ganz unabhängig wäre, so möchte er zu dem nicht minder nachtheiligen Abwege verleitet werden, schwächere Schüler, die noch fernerer Vorbildung bedürfen, fortzuschieben, ehe sie das betreffende Maß von Kenntnissen erlangt hätten, nur um ihrer los zu werden, während das von ihnen zu beziehende Schulgeld doch noch einiges Äquivalent für die auf sie verwendete Mühe darbiere.“ Ja die Schwarzseherei verstieg sich sogar zu der gewiß ungerechtfertigten Vermutung, „das Interesse für die Schule möchte bei dem einen oder andern Lehrer abgeschwächt werden, wenn er vom Bezuge des Schulgeldes gänzlich befreit wäre.“

Im allgemeinen herrschte aber in sämtlichen Behörden eine der Lehrerschaft sehr wohlwollende und günstige Stimmung. Die Inspektion beantragte im Jahre 1835 mit Einmütigkeit eine Erhöhung der Befoldung, weil die bisherige weder mit den Leistungen, noch mit den nach einem billigen Maß berechneten Bedürfnissen

der Lehrer in richtigem Verhältnisse stehe. Man redete sogar davon, das den Lehrer in eine unrichtige Position versetzende Geschäft des Schulgeldbezuges der Lehrerschaft ganz abzunehmen und eine besondere Beamtung hiefür aufzustellen; aus praktischen Gründen erschien jedoch die Ausführung dieses Gedankens unthunlich.

Endlich fanden die Beratungen über diese und andere die Einrichtung der Schulen betreffende Fragen in dem „Gesetz über die Organisation der Knaben-Gemeinschaften vom Jahre 1839“ ihren Abschluß. Daß überhaupt ein Schulgeld zu entrichten sei, verstand sich zu jener Zeit noch von selbst. Die Lehrer sollten fernerhin dasselbe einziehen, aber nicht mehr als einen Theil ihrer Besoldung, sondern zu Händen des Staates, der ihnen das Bezogene am Einkommen anrechnete. Die Besoldungen sämtlicher auf derselben Schulstufe unterrichtenden Lehrer wurde nach dem Grundsatz der Gleichförmigkeit geregelt. Bei der Berechnung wurde der durchschnittliche Betrag des Einkommens der letzten Jahre zu Grunde gelegt und das Gehalt der Unterlehrer um 420, dasjenige der Oberlehrer um 250 Franken erhöht. Letztere erhielten darum eine geringere Erhöhung, weil sie im Besitz einer Amtswohnung waren.

Die nach dem Jahre 1839 eintretende Periode des unerwartet rasch sich vollziehenden Aufschwunges und Anwachsens der Stadt machte nach verhältnismäßig kurzer Zeit neuerdings wesentliche Umgestaltungen und Verbesserungen im Schulwesen notwendig; denn mit der Zunahme der Bevölkerung mußte die Vermehrung der Schulen und des Lehrpersonals gleichen Schritt halten. Die Zahl der an den Gemeinschaften angestellten Lehrer und Lehrerinnen betrug vor 60 Jahren bloß 14; heute ist die Primarlehrerschaft auf 120 Köpfe angewachsen! Und wie Vieles hat sich sonst noch seither in unsern niedern und höhern Schulen verändert! Eine jede

Zeit hat wie in andern Dingen, so auch im Schulwesen, ihre besondern Bedürfnisse und sucht denselben nach bestem Wissen und Vermögen gerecht zu werden. Daß sich auch die Stadt Basel bestrebt hat, auf diesem Gebiete nicht zurückzubleiben, dafür legen die vielen neuen Schulgebäude, welche eine Hauptzierde unsrer Stadt ausmachen, schon äußerlich einen sprechenden Beweis ab. Möge in allen diesen Gebäuden eine wohlgezogene, lernbegierige Jugend, eine ihre Pflicht gewissenhaft erfüllende, strebsame und in kollegialischer Eintracht fest zusammenhaltende Lehrerschaft und die wohlwollende Fürsorge der leitenden Behörden zusammenwirken, damit die auf die allseitige Hebung und Förderung der geistigen Güter des Volkes gerichteten wohlthätigen Absichten des Staates in allgemein befriedigender Weise in Erfüllung gehen!

